

Können Sie sich kurz vorstellen? Name, Geburtsdatum, wo Sie aufgewachsen sind?

Ich heiße Gusty Weinandy, bin 1932 in diesem Haus geboren und hier aufgewachsen.

Hier in Doncols?

In Doncols.

Können Sie kurz Ihre Eltern vorstellen?

Mein Vater hieß Joseph Weinandy, meine Mutter Christine Cornely. Mein Vater war zur Zeit der Offensive 56 Jahre alt, meine Mutter 6 Jahre jünger, also 50 Jahre.

Hatten Sie auch Geschwister?

Ja, eine einzige Schwester, Marie-Louise Weinandy.

Wer spielte in Ihrer Kindheit eine wichtige Rolle?

Das war das Elternhaus. Der Vater, die Mutter, die Familie, die Nachbarschaft. Die Kirche, die Schule.

Wie alt waren Sie, als die deutsche Wehrmacht in Luxemburg einmarschiert ist und können Sie sich noch an diesen Tag erinnern?

Ja, ich erinnere mich noch sehr gut. Bereits um 10 Uhr morgens war die ganze Armee hier. Die Kinder aus Sonlez waren noch hoch zur Schule gekommen, die wurden wieder nach Hause geschickt. Es hatte sich schon rumgesprochen, dass die Deutschen unterwegs wären. Die Milch war nicht abgeholt worden. Mein Vater und ich schauten zu den Dachluken hinaus, von da aus konnte man den Poteau de Doncols sehen, und wir sahen sie kommen. Lastwagen, Infanterie usw. Sie hatten ein Etappenziel hier, deshalb hielten sie. Sie saßen im Hof bei einem Eimer Milch, die ja nicht abgeholt worden war. „Heute rot, morgen tot“, sagten sie. Es kamen immer mehr. An manchen Tagen herrschte Stillstand, aber Doncols ist ein Straßendorf, aber auch eine Durchgangsstraße. Es zogen fast jeden Tag welche durch. In anderen Dörfern, die abgelegener liegen, quartierten sie sich auch ab und zu ein, aber hier war immer etwas los: Mal zogen Panzer vorbei, mal Artillerie, Infanterie und dann all diese Pferde! Der Nachschub kam noch viel zu Pferd. Das lief immer ziemlich ruhig ab, außer ein Mal. Die Deutschen spielten in der Wiese barfuß und in der Badehose Fußball, da meinte meine Mutter, sie sollten das Wasser im Hof nehmen, so könnten sie nicht ins Haus kommen. „Sind Sie Jude?“, fragten sie meine Mutter daraufhin. Das war aber auch das einzige Intermezzo damals. Zu den vielen Pferden: Doncols hatte damals viele Bäume und Obstgärten. Sie setzten 50 Pferde in einen Obstgarten, und wenn die einen Tag dort standen, hatten sie nicht nur die Äste gefressen, sondern auch die Rinde der Bäume. Da wir ein Grenzdorf waren, hatten die Leute Angst, was passieren würde, wenn die Belgier sich wehren würden. Dann wären wir direkt an der Front gewesen. Die Belgier hatten nur etwas Drahtverhau aufgestellt, in den letzten Tagen noch mobilisiert, Bäume gefällt. An der Grenze waren Gräben ausgehoben worden, damit man im Zickzack passieren musste. Das war ganz und gar kein Widerstand, das verlief ruhig.

Was veränderte sich in Ihrem Alltag, als die Deutschen dann hier waren?

Wir bekamen sofort die deutsche Besatzung, den deutschen Zoll und deutsche Zollbeamte. Wir mussten sie beherbergen. Die meisten hatten bereits den Ersten Weltkrieg mitgemacht, das waren ruhige Leute. Anfangs waren es nur wenige. Ihr Büro hatten sie gegenüber. GAST stand dort. Ich weiß bis heute nicht, was das bedeuten soll. Generalstab... Ich weiß es nicht. Es wurde sofort geschmuggelt. Die Belgier kamen herüber, um zu hamstern. Sie hatten einen Weg, der hier am Haus vorbeiführte. Die Deutschen ließen immer ihre Schäferhunde auf sie los. Am Zaun erwischte der Hund sie dann, und sie wurden festgenommen. Man zwang sie dann, einen halben Tag lang Holz zu sägen, und dann brachte man sie über die Grenze zurück. Eine Stunde später waren sie wieder da. Das war der Anfang. Danach kamen immer mehr Zollbeamte, die wir beherbergen mussten. Das waren an sich angenehme Leute, die größtenteils bereits den Ersten Weltkrieg erlebt hatten. Die waren froh, hier und nicht an der Front zu sein. Einer von ihnen bewachte die Grenze von unserem Kaminofen aus, weil es so ein kalter Winter war. „Ich habe jeden Kuhstall im Dorf gekannt“, sagte er. Dort war es warm, dort konnte er sich gut zurückziehen. Er war der Chef, aber es waren auch andere da. Sie wurden selbst auch kontrolliert, sie mussten auch an der Grenze aufpassen. Sie hamsterten selbst auch. Wenn sie nach Hause gingen, nahmen sie auch Speck und Eier mit. Eine Frau, die hier gehamstert hatte, ist einem Deutschen, der in den Urlaub fuhr, am Friedhof in Doncols langsam hinterhergelaufen. Als der Koffer des Deutschen plötzlich aufsprang, fielen Speck und Eier heraus. „Kann ich Ihnen helfen?“, fragte sie und spazierte stolz vorbei. So war das damals. Als die Wehrmacht dann kam, mussten die Jungs über die Grenze gebracht werden. Da wurde es ernster. Die Deutschen bekamen sonntagsmorgens immer die Liste, wer wann Dienst hatte. Die Frauen gingen dann zur Frühmesse. Alphonse Klein bekam dann immer die Liste, wie ihre Dienststrecke war. Alphonse musste sich das merken, und dann wurde die Liste in den Ofen geschmissen. Die Schmuggler waren natürlich die besten Fluchthelfer. Es gab einen alten Schmugglertrick: Einer wurde vorgeschickt. Wenn der geschnappt wurde, wollte er „nur Tabak holen“. Klar konnte er dafür bestraft werden, weil die Grenze komplett geschlossen war, nachdem sie anfangs noch offen gewesen war. Meine Schwester hatte sich in Bastogne Schuhe gekauft, und der Zollbeamte bei uns im Haus sagte nichts. Einen Tag später sagte er dann doch: „Sie haben aber schöne Schuhe in Bastogne gekauft.“ Das war Herr Starringer, den beherbergten wir damals hier. Er sagte zu meinem Vater: „Sie hören aber auch den Engländer.“ Mein Vater schmunzelte und sagte nichts. Das ging alles.

Wie viele Zollbeamte hatten Sie denn hier im Haus?

Wir hatten zwei. Ich weiß ihre Namen noch alle: Schmit, Goll, Starringer, Jelsch, ein Berliner, der die Wirtsfrau herrlich imitieren konnte, und Neubauer. Herr Schmit war am längsten hier, der war absolut kein Nazi.

Das heißt, dass maximal immer 2 Personen zusätzlich zu Ihrer Familie hier lebten? Wie sah das Zusammenleben aus?

Das funktionierte gut, sie waren ja nur zum Schlafen da. Gegen Ende war der belgische Maquis aktiv geworden, die hatten einen Zug in Schleif angegriffen, der es noch in den Tunnel geschafft hatte. Wir hatten gerade Pause und sahen dabei zu. Der Maquis hatte ihn entgleisen lassen. Da fragte Herr Schmit noch, ob er ganz bei uns bleiben könne. Er war

immer sehr korrekt. Er bekam immer Eier und Speck mit, wenn er nach Hause fuhr. Er brachte uns auch immer Schuhe von drüben mit, die man hier nicht bekam. Ich hatte ein gutes Paar Schuhe, wir konnten in der Offensive ja nichts ausziehen. Und wir mussten in den Luftschutz. Aus jedem Haus musste einer in den Luftschutz, bei uns war das meine Schwester. Der Ausbilder kam morgens aus dem Pferdestall der Kinnens gekrochen, weil da abends gebechert wurde. Das war alles nicht so übermäßig streng.

Was bedeutete das, dass Sie „in den Luftschutz mussten“? Was wurde dort gemacht?

Wir hatten alle eine Luftschutzpumpe erhalten, die war wie eine Luftpumpe. Man stellte sie in einen Eimer Wasser, und dann sprühte sie Wasser. Die leistete uns gute Dienste in der Offensive. Auf dem Dachboden musste wegen der Brandbomben Sand gelegt werden. Es wurden Verbände angelegt, in etwa so wie Erste-Hilfe-Kurse.

Und das fand hier im Dorf statt?

Ja, hier im Dorf. Die Leute aus Noertrange mussten im hohen Schnee bis nach Winseler laufen.

Was sich auch veränderte, war die Schule. Dort wurde nur noch auf Deutsch unterrichtet. Wir mussten die gotische Schrift lernen. Wir hatten Glück, wir hätten eigentlich der Hitlerjugend beitreten müssen. Sie tauchten einmal in der Schule auf, als ich nicht da war. Da mussten sie unterschreiben, ob sie der Hitlerjugend beitreten würden. Es gab einige im Dorf, die leicht deutsch angehaucht waren. Die trauten sich nicht. Dann kamen andere. Wir mussten am Poteau de Doncols marschieren, es war kalt. Da meinte der Chef, er habe einen Mantel und jemand, der schnell rennen könne, solle den zurückbringen und dann wieder zurückkommen. Ich bin aber nicht wieder zurückgekehrt. Wir mussten einmal nach Winseler gehen. Wir hatten einen Lehrer, der uns Kinder aus Doncols daran vorbeimogelte. Anfangs machten wir Sport: Tauziehen, Weitsprung. Das machte Spaß. Dann kam die Theorie, und die aus den anderen Dörfern wussten mehr. Etwas Dümmeres als die aus Doncols gäbe es ja nicht, meinten sie, da wurden wir schön zusammengestaucht. Am Ende meinten sie dann, dass die, die noch nicht eingeschrieben waren, sich melden sollten. Wir meldeten uns nicht. Und jetzt weiß ich nicht, ob wir eingeschrieben wurden oder nicht. Im Krieg hatten wir nur vormittags Unterricht, nachmittags hatten wir frei. Wir mussten Tee sammeln, Sport machen, basteln oder ein bisschen marschieren, wie die Deutschen das wollten. Wir sammelten zum Beispiel die Weiße Taubnessel. In der Blüte ist ein bisschen Nektar, den wir immer raussogen. „Die Deutschen brauchen keinen Honig.“ Was mussten wir noch machen? Die amerikanischen oder englischen Flugzeuge warfen Stanniolstreifen ab, um den Radar zu stören, und die mussten wir einsammeln. Kartoffelkäfer sammeln, den Kühen das Schwanzhaar abschneiden, weil das Faser war. Das war schon etwas später im Krieg. Wenn der Lehrer etwas später kam, war die Schule noch abgeschlossen. Wir sangen dann luxemburgische Lieder vor der Schule und formulierten die deutschen Lieder um. Einmal kam der dicke Hengel aus der Eifel und schimpfte mit uns. Entweder war er geschickt worden oder er war gerade auf Streife. Sonst passierte nichts, das gab nie Probleme. Die gab es später, als die jungen Männer über die Grenze geschleust wurden. Es gab mehrere

Schleusungen, und das bedeutete Lebensgefahr. Unsere Nachbarn, die Hansens, die kamen ins KZ. Sie hatten einen von ihnen in Belgien oder Paris geschnappt.

Wie sah es mit der Lebensmittelversorgung während des Krieges aus?

Wir hatten Lebensmittelmarken, man bekam nur eine bestimmte Menge. Die Männer rauchten viel, also wurde Tabak im Garten angebaut, oder jemand, der nicht rauchte, gab ihnen seine Rationierungskarte. Den Bauern in den Dörfern ging es gut, aber die anderen kamen dann hamstern. Die Leute waren alle Selbstversorger. Sie hatten einen Garten, Vieh, Hühner und Eier. Je nach Anzahl der Hühner musste aber eine bestimmte Anzahl an Eiern in der Molkerei abgeliefert werden. Es wurde dann ein Loch in die Mauer gemacht, und die Hühner wurden auf der anderen Seite gefüttert. Falls sie zählen kommen sollten, wären es dann nicht so viele. Sie kamen aber nie. Man durfte auch nur eine bestimmte Anzahl an Schweinen schlachten. Jedes Dorf hatte einen Ortsbürgermeister, hier war das Herr Didier. Wenn geschlachtet wurde, ging er mit der Waage durchs Dorf, wog aber nie. Wenn das Schwein 80 Kilo wog, schrieb er 60 auf. Die Schweine wurden während der Zeit des Hochamts geschlachtet, wenn die Männer zur Kirche gingen. Wenn die Schweine geschlachtet wurden, schrien die natürlich. Also wurde während des Hochamts geschlachtet.

Können Sie sich an die Personenstandsaufnahme erinnern?

Ja. Der Gauleiter stellte damals 3 Fragen. Volkszugehörigkeit, Sprache und eine dritte. Sie waren nicht überall, aber hier in Doncols mussten die Menschen die Fragen beantworten. Ich weiß noch, dass mein Vater und die anderen Einwohner um 10 Uhr in die Schule kamen und wir nach Hause geschickt wurden. Das war ja ein Fiasko. Es gab ja vielleicht ein paar wenige, die deutsch werden wollten. Das wurde dann abgebrochen.

Können Sie sich an den Generalstreik in Wiltz erinnern?

Ja, daran erinnere ich mich gut. Sie gingen mit Lautsprechern durchs Dorf, wer die Arbeit nicht aufnehmen würde, würde standrechtlich erschossen. Dann kamen die Plakate, dass die Lehrer und Beamten aus Wiltz erschossen worden seien. Mein Vater meinte, sie hätten geblufft, das könnten sie doch nicht machen. Doch das stimmte, das war so.

Das heißt, dass Sie als Kinder mitbekamen, dass Widerstand geleistet wurde bzw. Kollaboration stattfand?

Ja, wir bekamen Dinge mit. Nicht alles, aber einiges. Die, die in die Wehrmacht eingezogen worden waren, fielen ja teilweise oder kamen aus dem Urlaub zurück. Dann gab es die, die versteckt waren, und die, die doch festgenommen wurden. Wir bekamen zwar nicht alles mit, aber doch einiges.

Und wussten Sie auch, wer hier im Dorf zu den Deutschen hielt und wer nicht?

Ja, das wussten wir auch.

Können Sie genauer erzählen, was Sie von der Resistenz hier im Dorf mitbekamen?

Von der Resistenz? Eben das, was erzählt wurde, den Dorfkatsch. Hier wären junge Männer versteckt, dort wären welche festgenommen worden. Es wurde immer getuschelt, man

konnte ja auch nicht überall alles sagen. Es war eine seltsame Zeit. Dann gab es die versteckten jungen Männer, die sich ruhig verhielten, das ging gut. Aber wenn viele auf einem Haufen waren, konnte man junge Männer in dem Alter nicht ruhig halten. In Heinerscheid war es schlimmer, das bekamen wir mit. Dort wurden vier junge Männer in einem Bunker erschossen.

Können Sie uns etwas über Kollaboration sagen? Gab es hier im Dorf Menschen, die offensichtlich kollaborierten?

Ja, es gab ein paar, aber die denunzierten niemanden. Sie waren aber deutsch angehaucht. Vor dem Krieg gab es viele, die Knechte und Mägde aus der Eifel hatten. Die arbeiteten gut, und viele hatten hier geheiratet. Das war nicht nur hier so. Ich denke, dass die Deutschen die gleich unter Druck setzten, weil sie Deutsche waren.

Veränderte sich die Stimmung während der fünf Jahre Besatzung?

Ich weiß es nicht. Die Deutschen waren so vorgeprescht, und da waren einige, die anfangs dachten, das wäre die richtige Seite, weil die ja alles überrannt hatten. Das änderte sich zum Schluss ein bisschen.

Inwiefern?

Die Menschen sahen ja, dass es einen Rückzug nach dem anderen gab. Wir bekamen ja auch die Nachrichten über Stalingrad und Afrika mit. Wir sangen dann Lieder wie Lili Marleen und It's a Long Way to Tipperary.

Man könnte also sagen, dass die Stimmung anfangs ruhiger war und dann aggressiver wurde?

Ja. Die Deutschen wurden nach dem Generalstreik ja auch rabiater.

Wie erlebten Sie die Befreiung im September 1944? Erinnern Sie sich an diesen Tag?

Ja, daran erinnere ich mich auch noch gut. Es wurde seit ein paar Tagen getuschelt. Die Amerikaner waren in der Normandie gelandet, sie kamen anfangs nicht vorwärts, dann aber plötzlich doch, Paris wurde befreit ... Und irgendwann, wenn wir uns mit dem Ohr auf den Boden legten, konnten wir die Kanonen und Artillerie von Weitem hören. Das kam alles immer näher, und die Deutschen zogen plötzlich ab. Sie hatten noch alle Zöllner zusammengetrommelt und dort, wo der Garten der Hansens ist, mit Kalk ein schönes Viereck eingezeichnet und eine Fahnenstange aufgestellt. Sie hatten alle Zöllner von Troisvierges bis Boulaide – oder vielleicht noch weiter – zusammengerufen, weil Herr Speer kommen sollte. Der kam aber nicht, sondern wollte nur noch einmal zählen, was ihm an „Personal“ noch zur Verfügung stand. Sie traten aber nicht dort an, sondern vor unserem Haus. Eines Tages hieß es dann, sie würden abmarschieren. Ein Lastwagen holte sie ab, und dann waren sie weg. Da freuten wir uns schon, aber es dauerte noch etwa ein oder zwei Wochen, bis die Amerikaner kamen. Im September hieß es dann, die Amerikaner seien da. Der Pfarrer hatte schon die luxemburgische Flagge gehisst, als die Deutschen noch einen Spähwagen schickten. Sie schossen einmal, aber nicht auf die Flagge, sondern in die Luft. Der Wagen fuhr zurück nach Boulaide oder wo auch immer er herkam. Es dauerte noch ein paar Tage, aber hier im Dorf

sind die Amerikaner nicht durchgefahren. Sie fuhren von Bavigne hoch nach Schumannseck und zogen dann in Bastogne ein. Nach der Abendmesse hieß es dann, die Amerikaner seien in Schumannseck. Und wir los. Wir rannten über die Felder, durch Pommerloch bis nach Schumannseck. Wir hatten zu Hause nicht Bescheid gesagt, aber der Pfarrer hatte gesehen, in welche Richtung wir gerannt waren, der wusste, wo wir waren. Am Schumannseck war einiges los, es hatten sich alle dort zusammengefunden. Es kamen immer mehr Truppen, Lastwagen usw. Abends wurde in der Kneipe gefeiert. Die jungen Männer, die versteckt gewesen waren, waren schon da. Da wurde alles Mögliche gesungen: die Brabançonne, die Marseillaise und die luxemburgischen Lieder. Es wurde gefeiert.

Wie erlebten Sie die Zeit danach, zwischen September und Dezember?

Wir sind zur Schule gegangen, mit einem neuen Lehrplan. Wir fingen an, Französisch zu lernen. Gegenüber der Schule, bei Herrn Streveler, hatten die Amerikaner sich einquartiert. Sie schliefen dort und hatten eine Feldküche. Wir sahen von der Schule aus, wie sie Holz hackten. Sie sägten es nicht, sondern der eine hackte zuerst und der andere dann darauf. Das war lustig zuzuschauen, bis der Lehrer schrie: „So lernt ihr nie Französisch!“ Sie erledigten ihre Aufgaben, und danach gingen sie wieder. Sie kamen aus Wiltz, glaube ich. Damals war es ruhig. Sie fragten nach Eiern, weil sie von ihrem Dosenessen die Nase voll hatten. Ich war nie dabei, aber oben auf der Straße verteilten sie Schokolade und Kaugummi. Es waren viele in Bastogne stationiert, und es gab 3 Kneipen im Dorf. Dort gab es junge Frauen, und die Amerikaner kamen dann dorthin. Sie fühlten sich sehr sicher und glaubten, der Krieg sei vorbei.

Wie erlebten Sie dann die Ardennenoffensive?

Die Stimmung trübte sich plötzlich komplett. Es würde nicht vorangehen, sie hätten nicht genug Nachschub. Sie waren ja nur bis zur Grenze vorgerückt. Die Stimmung war gedrückt. Bis es dann plötzlich hieß, die Deutschen würden zurückkommen. Sie hatten ja nicht auf die Luxemburger gehört, die gewarnt hatten, dass auf der anderen Seite so viele Truppen mobilisiert wurden. Sie kommen, sie kommen nicht, das war nicht klar. Zuerst kamen Flüchtlinge. Die ersten paar Tage nur einige, dann aber immer mehr mit Gespannen. Die Pferdegespanne überholten die Ochsespanne, wir hatten das Haus voll. Menschen aus Heinerscheid, Eschweiler, Wiltz. Das Haus war voll, die Scheune, die Ställe ebenso, es wimmelte überall. Wir hatten einen Leiterwagen für die Flucht gepackt. Am vierten Tag hieß es, die Deutschen seien jetzt am Poteau de Doncols. Wir sollten auch wegfahren, aber wie, mit all den Flüchtlingen, die wir jetzt im Haus hatten? So konnten wir ja nicht mehr weg. Also blieben wir hier. Die letzten Jugendlichen, die noch hier waren, sprangen auf ihre Fahrräder und flüchteten. Es gab im Dorf ein paar Autos, die wurden auch vollgepackt und sind dann weggefahren. Gegen Mittag waren sie am Poteau de Doncols, kamen aber nicht. Sie stellten ihre Panzer im Hang ab und kamen von Schleif hoch. Die Amerikaner wehrten sich kaum, schossen aber auf sie. Sie hatten einen Lastwagen abgeschossen, oben bei dem Haus „op der Klunsch“, das allein dort liegt. Die Bewohner waren aus Wiltz. Die Amerikaner zogen sich zurück bis nach Bras, dort war die Sperre. Es dauerte noch ein bisschen, bis sie (die Deutschen) kamen. Dann kamen sie von Schleif hoch und aus Bastogne, wo sie nicht durchgekommen waren. Das gab auch einen großen Stau. Es kamen Panzer, Artillerie,

Infanterie. Die Infanterie hatte Fahrräder und kleine Handwagen. Sie waren geladen, sogar mit Munition umwickelt. Da kam ein ganzer Tross. Es waren viele junge Männer dabei, die hatten so freche Gesichter, aber auch viele Alte, die übermüdet waren und nur noch mittrotteten. Sie waren sofort hier im Haus. Die Feldküche wurde auf der Treppe hinten im Hof aufgebaut. Dort stand der Koch höher, um besser an die großen Töpfe zu kommen. Dann hallte es durch das ganze Haus: „Wo haben Sie die Schinken?“ – „Ach, Sie brauchen nicht zu suchen, wir haben sie schon gefunden“ – „Jetzt wollen wir noch Pudding haben.“ Meine Mutter fand welchen, und dann bekamen sie auch noch Pudding. Abends saß im Wohnzimmer ein alter Soldat, während wir im Nachbarzimmer waren, der sagte: „Hans, bleib immer brav.“ Meine Mutter hatte erzählt, dass uns der Schinken gestohlen worden wäre. Und dann die Flüchtlinge. Am Poteau de Doncols wurde einer erschossen, weil er einen Revolver bei sich hatte. Er hatte noch versucht, ihn in den Hecken zu verstecken, aber es war zu spät. Das war Herr Lucas aus Winseler, erschossen von den Deutschen. Die Familie Binsfeld aus Winseler war auch hier. Der Vater, der ausgewandert, aber wegen eines Todesfalls zurückgekommen war, hatte auch einen Revolver und fragte sich, was er jetzt damit machen sollte. Die Häuser und Ställe waren ja voller Deutscher! Am nächsten Morgen steckte er, als er die Pferde ausmistete, den Revolver in seinen Hosenbund. Er fuhr zum Misthaufen und schüttelte ihn dort unten aus seiner Hose heraus, um ihn im Misthaufen zu verstecken. Einige hatten noch Papiere von der Wehrmacht, das wurde alles verbrannt. Es kamen immer mehr, und dann waren wir mittendrin. Anfangs war es ruhig, bis die ersten Granaten fielen. Das dauerte einige Tage. Die ersten Granaten fielen unten im Dorf. Diese Menschen kamen zu uns in den Keller. Als die Granaten woanders fielen, versteckten wir uns einmal in einem anderen Keller bei der Familie Tholl, und mein Vater blieb allein hier. Sie richteten sich hier ein, überall war Munition, Panzer. Es gab von allem.

Da wurde es wahrscheinlich auch gefährlicher?

Ja, da wurde es gefährlicher. Bis Weihnachten war es noch einigermaßen ruhig, es gab nur vereinzelte Einschläge. Weiter oben war ein Deutscher, der hatte einen DKW, das war ein Sportwagen. Der Mann muss aus besserem Hause gewesen sein. Dort schlug die erste Granate ein und traf den DKW. Er regte sich noch morgens in der Küche auf, er musste sich in einer Kuchenform waschen. Dann kam Weihnachten, und das feierten sie. Aus der Küche hieß es: „Schnaps ist was zu Gewöhnliches, wir machen Likör.“ Mit Honig und Branntwein machten sie dann Schnaps. Meine Schwester sagte, dass sie auch noch die Töpfe erwischt hätten, in denen wir im Krieg immer Seife gekocht hatten. In der Apotheke gab es Seifenstein, und aus dem Fett der Schweine, von den Gedärmen oder aus dem, was übrigblieb, wurde Seife. Sie hatten genau diesen Topf erwischt. Abends waren sie betrunken. Wir waren in diesem Zimmer, sie waren nebenan. Sie sangen und stiegen auf die Tische. Mein Vater meinte: „Ich wünschte, die Decke würde ihnen auf den Kopf fallen.“ Sie hatten einen kleinen Weihnachtsbaum, der meiner Schwester noch so gefiel. Aber unser Schmuck hing daran! Am nächsten Tag lag der Baum vollgekotzt im Flur. Mittags, als wir gerade in der Küche beim Essen waren, gab es eine Erschütterung. Da fiel ihnen die Decke tatsächlich auf den Kopf. Sie kamen heraus, weiß vor Staub. Am ersten Weihnachtstag stand ein zerschossener Krankenwagen im Hof, darin zwei Sanitäter, zwei Feldgeistliche. Ihr Krankenwagen war bei Saint-Hubert getroffen worden, sie gehörten zur 5. Fallschirmjäger-

Division, die damals so weit auseinandergezogen war, von Saint-Hubert bis hierhin. Die meinten zu meiner Mutter: „Wir dürfen den Krieg nicht gewinnen.“ Sie wollten eine Messe abhalten und fragten, ob ich Messdiener sein könnte. In der Kirche war auch schon die Decke heruntergefallen, die Fenster waren kaputt, und es war niemand da, außer den beiden Feldgeistlichen und der Pfarrersköchin, Caroline Felgen. Ich stand am Altar und fror. Sie sahen auch das Ende, glaube ich. Das war Weihnachten. Nach der Messe, am Vormittag, mussten sie alle hinten im Hof antreten. Da stand ein als Dreschmaschine getarnter Lastwagen. Eine ganze Kompanie war angetreten, und sie bekamen ein kleines Paket mit einem Tannenzweig darauf, ein Offizier hielt eine Rede, und sie standen ruhig da. Ein Flugzeug flog vorbei, eines der ihren oder ein amerikanisches, und dann war das auch schon wieder vorbei. Als es klar wurde, kamen die Flugzeuge. Hier gegenüber stand ein Panzer, der nicht getarnt war, und als es nachmittags aufklärte, hatten die Flugzeuge ihn entdeckt und stürzten sich herab. Wir drückten uns in die Ecken zwischen den Doppeltüren. Jedes Mal, wenn mein Vater meinte, dass es vorbei wäre, kam der nächste. Es wurde dunkel, es wurde rot, es knatterte. Sie hatten einen Kanister Phosphor auf den Panzer geworfen. Denen, die drinsäßen, war nichts passiert. Aber auf der anderen Seite bei Kinnens waren 4 Deutsche umgekommen, das Vieh im Stall war tot, die Scheune brannte. Unsere Giebelwand war auch voller Phosphor, aber die war mit Zink verkleidet, da konnte nichts brennen. Dann war es wieder ruhig, und wir sind alle mit Eimern voller Wasser, sogar mit Kochtöpfen, hin und her gelaufen, um das Feuer zu löschen, was uns auch gelang. Wenn man gleich zur Stelle ist! Mal schoss die Artillerie auf das Dorf, dann die Granatwerfer, zweimal fielen Bomben, einmal wackelte das Haus abends wie bei einem Erdbeben. Bei Thilmanys waren die Funker. Mein Vater ging nach dem Panzerangriff zum Hauptmann, dem Kapitän, und der meinte, dass sie uns ein Zimmer im Keller freimachen würden. Der Kamin reichte bis in den Keller, dort konnten wir Feuer machen. Die von der anderen Seite fragten auch, ob sie ein Loch dorthin graben könnten, um ein Feuer zu machen. Dann waren wir dort im Keller, zusammen mit den Nachbarn, Thilmanys, „Schmatts“ (Familie Majerus). Abends waren es immer noch mehr. Da lagen dann bis zu 20 Personen auf den Kartoffeln. Meine Mutter und meine Tante saßen in Sesseln, wir lagen auf der einen Seite auf den Kartoffeln, die Deutschen auf der anderen. Wir lagen auf den Kartoffeln für Schweine, auf der anderen Seite waren die Esskartoffeln. Meine Mutter schickte mich, um von der anderen Seite Kartoffeln zu holen. Dort lagen die Deutschen, wenn sie von ihren Stellungen zurück waren. Ich buddelte die Kartoffeln dann unter den Deutschen heraus. Ich erinnere mich, einmal einen beim Stiefel gepackt und weggedrückt zu haben. Die waren so todmüde und abgestumpft, dass sie sich nicht bewegten. Wir führten also ein Kellerleben. Wir gingen nur nach draußen, um das Vieh zu füttern. Es gab immer mehr Luftangriffe und Bomben. Dann gab es noch den Poteau de Doncols, das war auch so ein neuralgischer Punkt. Dort konnten sie nicht mehr passieren. Der Nachschub kam dann immer nur nachts. Da stand dann der Storch, und wenn ein Fahrzeug kam, dann meldete der Storch das. Das war ein Beobachtungsflugzeug. Der wurde nie abgeschossen. Wenn der abgeschossen worden wäre, hätte sich die amerikanische Artillerie auf diesen Punkt eingeschossen. Aufgabe derer, die da in den Bunkern saßen, war nur, die passierenden Pferdegespanne vorbeizuscheuchen, dass sie schnell hinüberkämen. Da kam eines Abends ein Deutscher, der sagte, er habe Glück, dass er noch lebte, weil sie ihm das Pferd und den Wagen unter dem Hintern weggeschossen hatten. Nach Weihnachten

lag Schnee, und wir sahen morgens immer, dass die Felder von den Granaten aufgewühlt waren. Dann kam noch einer – aber das muss noch vorher gewesen sein, denn wir waren noch nicht im Keller – so ein kleiner, stämmiger deutscher Unteroffizier, der im Hausflur herumbrüllte, dass 80 Pferde und 100 Mann ins Haus müssten. Meine Mutter sagte: „Legen Sie die Männer, wohin Sie wollen, aber wie sollen wir diese Pferde unterkriegen?“ Es waren keine 80, aber wir mussten dann unser Vieh herausnehmen. Obwohl es so dunkel war, durften wir kein Licht anmachen. Aber wohin mit dem Vieh? Es war ja alles kaputt und keine eingezäunte Wiese mehr da, also banden wir sie an den Bäumen fest. Ich sollte den Weg mit einer Kerze beleuchten, und wir sind mit dem Vieh über die Deichsel ihrer Wagen gestolpert. Die Deutschen schlugen mir dann mit den Worten „Licht aus!“ die Kerze aus der Hand wegen der Flugzeuge. Sie hatten auch russische Kriegsgefangene dabei. In der Scheune stand Getreide in Säcken, die mit einer Papierschnur verschlossen waren. Damals wurde das in 100-Kilo-Säcken abgewogen. Die Russen konnten das nicht tragen, deshalb ließen sie sie im Hof fallen. Die Säcke barsten dann auf, und die Russen bezogen Prügel. Einer kam weinend zu meiner Mutter, die ihm eine Flasche Branntwein gab. Er kam kurze Zeit später zurück und meinte, die Flasche sei heruntergefallen und gebrochen. Ich denke, sie hatten sie getrunken. Daraufhin gab meine Mutter ihm eine neue Flasche. Solche Tage gab es, es gab aber auch ruhigere Tage. In der Silvesternacht beschossen die Amerikaner ein Dorf nach dem anderen mit Artillerie. Der große Hof der Familie Klein sogenannte „Frantzen“- war verbrannt, die kamen herunter ins Dorf. Sie hatten das Vieh noch retten können und bei Heinz untergebracht. Als die Amerikaner kamen, ist deren Hof dann verbrannt, und die Tiere kamen um. Sie kamen dann zu uns in den Keller. Die Deutschen hatten ein Radio im Kellerflur stehen, und um Mitternacht sprach Hitler. Die Deutschen standen da und riefen: „Ruhe!“ Aber Haus und Hof brannten, natürlich redeten wir. Das kann man ja verstehen, dass die Leute nicht ruhig waren. „Ruhe, der Führer spricht!“ Es war ein paar Minuten ruhig, dann redeten die Leute wieder. Es ist keiner hochgesprungen, er sprach von Lüttich und Allmöglichem, sie standen einfach da, und keiner sagte ein Wort. Sie wussten ja, dass sie hier im Dreck saßen und nicht in Antwerpen oder wo auch immer Sie waren. Danach war es wieder ruhiger. Wir hatten keine Toilette im Keller, dafür mussten wir immer nach draußen. Ich ging auch nach oben, und als ich im Flur ankam, stand die Tür offen. Die stand immer offen wegen der Flugzeuge, damit man schnell hinein und hinaus kam. Die Deutschen liefen die Treppe nie hinunter, sie sprangen regelrecht. Im Hausflur stand der Bursche des Hauptmanns, der musste dort immer Wache stehen. Er kam zu uns und sagte: „Mutter, sie sind wieder hinter den Hühnern.“ „Ach, lass sie sie nur nehmen, wir können doch jetzt nicht hinaus.“ Ich musste hoch, und das Radio stand unten an der Kellertreppe, da führen 3 Stufen um die Ecke. Ich musste aber dringend, und dann lief das kleine Rinnsal nach unten in ihr Radio. Das war Sabotage. Am nächsten Morgen fragten sie: „Wer hat in das Radiogerät gepinkelt?“ Ich blieb mucksmäuschenstill. Ich hätte auch niemandem zugetraut, etwas deshalb zu unternehmen. Ich hatte während der Offensive an sich nie furchtbare Angst. Wahrscheinlich, weil wir schon während des Krieges die Deutschen im Haus hatten. Am ersten Tag, als die Deutschen kamen, standen wir auf der anderen Seite bei Kinnen, da war eine Mauer. Wir standen in der Hofeinfahrt mit den Deprez, die waren Pächter bei Kinnen und Emile Reichert aus Sonlez, genannt Mim. Er war Franzose. Die Deutschen waren Richtung Bastogne gezogen. Es kam nur ein Spähwagen herunter, und es wurde gefragte, ob

wir keine Amerikaner gesehen hätten. Wir antworteten „Nein.“ Aber Mim hatte einen Revolver und fragte, ob er schießen solle. Wir standen perplex da, ich glaube, Constant Deprez stellte sich vor ihn. Es war etliche Mal sehr knapp. Auch die Flugzeugangriffe oder die Bomben – das hätte ja auch hier einschlagen können. Es gab auch diese Granatwerfer, die mein Onkel aus Heinerscheid schon kannte, weil das Dorf früher unter Beschuss geraten war. Die Granatwerfer stehen nicht weit entfernt, sie sind eher klein und dick. Man hört den Abschuss, aber bis zum Einschlag vergeht eine Sekunde. Wir konnten das Vieh nicht mehr frei laufen lassen, weil die Deutschen es hinausgeworfen hatte. Es war noch ein Stall da, das war nur eine Art Lager, weil die Tür zu klein war. In den hatten wir ein bisschen Vieh hineinbekommen. Dort lag Mist, über den die Deutschen Stroh gelegt hatten, auf das sie sich gelegt hatten. Sie waren ja nicht alle im Keller. Auf dem Mist lagen sie schön warm. Weil wir das Vieh nicht frei laufen lassen konnten, mussten wir es tränken. Ich stand in der Küche und pumpte, weil die Pumpe im Hof nicht mehr da war. Mein Vater lief mit den Eimern über den Hof. Mein Onkel stand im Stall und rief: „Komm jetzt!“ und „Bleib jetzt da!“ Er konnte hören, wenn eine Granate abgefeuert wurde. Ich sah auch einmal, dass eine andere Granate über den Hof flog. Es war schon gefährlich. Am besten blieb man ruhig im Keller sitzen.

Können Sie sich denn auch an die Befreiung später erinnern? Wie erlebten Sie die?

Wir saßen im Keller, die Deutschen waren auf ihren Stellungen. Sie bezogen morgens und abends Stellung, mit weißen Leintüchern getarnt. Sie hatten die Gardinen meiner Mutter um ihre Helme gewickelt und bezogen Stellung immer dann, wenn es dunkel war. Sie bekamen Gulasch von dem, den wir den Metzger nannten. Er kam und wollte ein Rind schlachten. „Aber nein, schlachten Sie doch die Kuh, die schon einen Splitter abbekommen hat!“, meinten wir und bestochen ihn mit Branntwein. Also schlachtete er die Kuh, und wir bekamen auch Fleisch von ihr. Er schnitt so langsam, dass er den ganzen Tag lang Gulasch schnitt. So war er beschäftigt und in Sicherheit. Er sagte bei jedem Stück, das er schnitt: „Als ich noch auf die Krim war ...“ Als es zur Befreiung kam, wollten nicht mehr alle mitmachen. Als die Amerikaner kamen, klappte das nicht so richtig. In Berlé waren sie auf Widerstand gestoßen, deshalb wollten sie hier nach Doncols kommen, gerieten aber unter solches Granatfeuer, dass sie abbrechen mussten. Sie kamen also erst nachts. Das war der 10. Januar. Die Artillerie schoss auch auf das Dorf, bis es hell wurde. Da war es plötzlich ganz still. „Jetzt kommen sie. Beim Morgengrauen“, sagten die Deutschen. Aber sie kamen noch nicht, weil es nicht voranging. Sie waren zwar bis zum Dorf vorgedrungen, aber die Artillerie stand oben und schoss. Aber es ging nicht. Der Hauptmann befahl morgens, als die Artillerie aufhörte, allen, nach draußen zu kommen. Es gab aber viele, die nicht mitmachen wollten. Er rief sie auf und stand mit seinem Revolver da. Ich höre noch, wie er ihn sicherte und wieder entsicherte. Also kamen sie nach draußen. Da waren aber drei, darunter der sogenannte Metzger, der Mann von der Krim, die waren mit nach draußen gegangen. Die kamen aber kurz darauf wieder zurück in ihr Versteck. „Lieber in Amerika Steine klopfen, als noch mitmachen.“ Wir versteckten sie unter den Sachen, die die Nachbarn mitgebracht hatten. Sie sagten uns, dass wir ja nicht hinaus sollten und auch an kein Fenster, da es so gefährlich war. Der Mann von der Krim sagte das. Sie fragten noch, ob jemand von uns sie gesehen hätte. Mein Onkel aus Heinerscheid wusste nicht, dass sie dort lagen, und sagte, es sei niemand da. Also zogen sie wieder von dannen. Die Amerikaner waren an dieser Seite sehr

nah herangekommen, aber auf der anderen Seite wurde noch immer Widerstand geleistet. Es ging nicht voran, bis die Panzer kamen. Lieutenant Griffin, der Chef von 6 Panzern, hatte sich noch den Weg angeschaut. Bois de Poux. Der Weg führt da so steil in Richtung Golette (Fluss) hinunter und er sagte, sie hätten die Panzer teilweise mit einer Seilwinde an den Buchen befestigt. Unten im Tal lag Schnee und es war gefroren, aber der Boden war matschig. Sie sind also auch noch mit den Panzern in diesem Matsch versunken. Deshalb dauerte es so lange, bis sie mit den Panzern kamen, weil sie die erst wieder flott machen mussten. Sie beschossen den großen Hof der Heinz, bis er brannte. Die Amerikaner hatten versucht, voranzugehen. Einer der Sergeants meinte: „Mir nach!“ Aber sie hatten kaum zehn Meter zurückgelegt, als schon vier erschossen worden waren. Sie mussten warten, und es dauerte, bis die Panzer kamen. Als die Panzer dann den Hof in Brand schossen, mussten sie raus. Sie kamen zu einem Haus nach dem anderen. Die Deutschen hatten damals noch das Rote Kreuz, die Sanitäter, in den Keller geholt. Die beiden und die, die sich versteckt hatten, standen da und wurden festgenommen. Sie durchsuchten sie und fanden viele Revolver, die andere liegen gelassen hatten. Sie (die Amerikaner) wurden empfangen. Frau Thilmann war eine Belgierin und führte die Kneipe. Sie meinte während des Kriegs immer: „Ob sie nun Will oder Jimmy heißen, von mir bekommt keiner mehr einen Schnaps!“ Sie stand aber als erste mit der Flasche da. Dann war das Haus voll, der Keller. Es wimmelte nur so von Amerikanern. Mein Vater und ein Offizier, der Französisch konnte, zeichneten auf der weißen Mauer in der Küche Lageskizzen. Nach einem Tag hieß es dann, dass es noch nicht vorbei wäre. In den Wäldern waren noch viele Deutsche, und es dauerte noch 3 Nächte, um die dort herauszubekommen. Sie fanden auch noch Material, aber eher weniger. Die Amerikaner meinten dann, dass es viel zu gefährlich wäre und wir evakuiert werden würden. Wir waren nur einen Tag hier, dann gingen wir zu den Klein in den Keller. Es durften nur 3 Männer im Dorf bleiben, um das Vieh zu füttern. Es war schrecklich kalt, es lag viel Schnee, und sie waren so massiv angerückt. Und sie mussten ihre Soldaten unterbringen. Wenn man die Zimmer vollständig leert, dann passen viele Schlafsäcke hinein, das verstanden wir erst später. Um 23 Uhr wurden wir auf Lastwagen geladen. Oben in Bras wurde noch geschossen, es flogen Leuchtkugeln, der Himmel war hell, und die Maschinengewehre knatterten nur so. Dieses Dorf wurde erst am nächsten Tag befreit. Wir starteten um Mitternacht, zuerst nach Tarchamps, dann über Waldwege nach Bavigne, dann wieder hoch nach Boulaide. In Arsdorf standen wir zwei Stunden auf diesen offenen Lastwagen mit den alten Menschen. Ein amerikanischer Konvoi hatte Vorfahrt, deswegen mussten wir warten. Es war 7 Uhr, und es wurde gerade hell, als wir in Luxemburg-Stadt ankamen. In Hobscheid war schon einer dabei, Milch vor die Tür zu setzen. Wir hatten Glück und kamen bei Bekannten unter. Mein Onkel und meine Tante kamen bei Verwandten unter. Insgesamt waren wir 3 Wochen dort. Wir kamen nach und nach zurück. Mein Onkel war als Erster wieder da, ihn hielt nichts in Luxemburg-Stadt. Auf dem Weg in den Norden wurde man überall von der Miliz kontrolliert. Wir hielten mehrmals an. Der Metzger Thomas hielt überall nach Benzin Ausschau, doch es gab überall nur leere Kanister. „Du gehst mit zu deiner Tante nach Noertrange.“ Der Onkel war hier und das Haus voller Amerikaner. Meine Schwester, Marie-Louise, kam auch irgendwann zurück. Die anderen kamen später zurück. Sie kamen dann auch noch nicht ins Haus, weil es voller Amerikaner war. Ich erinnere mich, dass vor der Haustür ein Schilderhaus stand, wo ein Amerikaner Wache stand. Wir schliefen bei Nachbarn, bis es

plötzlich hieß, dass sie abziehen würden. Ich weiß nicht, wohin sie gingen. Sie versammelten die deutschen Kriegsgefangenen und trugen Munition zusammen. Man sah, wie sie sie oben, in Richtung Tarchamps, sprengten. Das waren die Amerikaner, aber es gab ja auch noch die Miliz. Langsam aber sicher renkte sich alles wieder ein.

Wie würden Sie Doncols nach der Ardennenoffensive beschreiben?

Da sahen wir erst, was alles zerstört war. An dem letzten Tag, wo wir hier waren, waren wir ja nur hier in der Nähe. Nun sahen wir erst, wie viel zerstört war: Die zerstörten Fahrzeuge, Artillerie, Panzer ... Es lagen tote Pferde herum, Minen. Es war auch noch gefährlich. Da sahen wir erst das ganze Ausmaß dessen, was geschehen war. Die Leute kamen allmählich zurück. Sie versuchten, die Fenster zu reparieren. Es gab damals noch kein Plastik, deshalb benutzten sie Zellophanverpackungen. Die waren teilweise grün und teilweise durchsichtig, durch diesen Teil sah man dann. Man begann aufzuräumen, was nicht einfach war. Es war kein Gespann mehr da, weil die Deutschen die Pferde mitgenommen hatten. Es waren aber noch ein paar Warmblüter im Dorf, die sie gefangen hatten. Die Leute hatten noch Kartoffeln und Mehl. Von den Hühnern waren nur drei übriggeblieben. Die Amerikaner lauerten geradezu darauf, dass sie Eier legten, um die mitzunehmen. Wir aßen dann auch amerikanische Konservendosen, „Ham and Eggs“ usw. Sie wollten die nicht mehr, die lagen überall in den Bunkerlöchern. Sie hatten viel zurückgelassen, zum Beispiel Milchpulver. Die Kühe gaben ja keine Milch mehr, deshalb rührte mein Onkel das Milchpulver an und fütterte die Kälber damit. Eben, was man fand. Das war auch eine schwierige Zeit.

Wie würden Sie die Solidarität unter den Menschen beschreiben?

Die war ziemlich gut. Die Nachbarschaft war gut. Jeder musste nach sich sehen. Man half einander, aber es hatte jeder selbst genug zu tun. Die ersten Helfer waren ein pro-deutsches Team aus dem Süden. Da waren Handwerker dabei und ein Vorarbeiter der ARBED, Herr Hoffmann. Sie kamen, um aufzuräumen. Sie stopften die Löcher in den Dächern. Die waren dann hier, bis irgendwann ein Bauunternehmer kam. Die Bauern bekamen deutsche Kriegsgefangene als Knechte. Manche waren lange hier, andere klauten Brot und flohen in nur einer Nacht über die Grenze zurück nach Deutschland. Fast jedes Dorf bekam einen Traktor. Das waren zwei Schweizer, lustige Brüder. Sie sangen immer drüben in dem, was von der Kneipe übrig war. Sie pflügten, brachten den Mist aus. Heute ist das üblich, die Bauern fahren mittlerweile ja mit den großen Traktoren die ganze Nacht durch. Die konnten damals mit Licht fahren, und es waren zwei Fahrer dabei. Das ging voran. Dann kam noch ein anderer Traktor, ein Fordson, der hatte keine Reifen. Dann kam der Aufbau. Es fehlte manchmal an Sprit. Jos holte manchmal mit dem Warmblut ein Fass Treibstoff aus Ettelbrück. Es fehlte an allem. Der Großhändler, Herr Clarens, kam auch nicht. Das Lebensmittelgeschäft fuhr auch mit dem Warmblut nach Wiltz zu Clarens, um Ware zu besorgen. Allmählich renkte sich alles wieder ein. Mein Vater starb im September 1945, nicht wegen der Offensive, sondern weil damals alle so viel rauchten. Da war meine Mutter dann allein mit uns, das war auch nicht so einfach.

Die Munition, die nach dem Krieg überall herumlag, war wahrscheinlich auch gefährlich?

Ja. Die Amerikaner wiesen die Deutschen an, Munition einzusammeln. Aber natürlich nicht alles, es lag ja überall etwas. Noch Jahre später wurde Munition gefunden. Und es liegt noch immer welche im Boden. Wir vergruben damals die toten Pferde und Rinder in den Bombenlöchern. Glücklicherweise gab es die, denn um so ein Tier zu begraben, hätte man ja sonst ein tiefes Loch graben müssen. Dort ist sicherlich auch noch immer Munition drin. Beim Dorf standen eine Kanone und amerikanische Artillerie. Dort waren so viele Kupferhülsen, dass man sie in Bunkerlöcher warf. Ich denke, da sind noch immer welche drin, auch wenn ein Teil wieder ausgegraben wurde. Ich hatte einen Freund, der dort starb. Wegen der Granaten. Es sind ja auch heute noch welche da. Wo gerade gearbeitet wird, wird mit dem Metalldetektor gesucht.

Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie aus heutiger Sicht an den Krieg zurückdenken?

Es hat sich so vieles verändert, aber es ist trotzdem immer noch „Krieg und Frieden“. Man hätte ja geglaubt, dass nach allem, was passiert ist, nach allem, was die Deutschen damals angerichtet haben, in Russland und bei uns ... Es war ja dann auch mal alles ruhig und dann denkt man ja ... Ach, ich weiß nicht. Aber der Mensch ändert sich nicht. Die Technik hat ja so viel erreicht, es ist mittlerweile alles so bequem und praktisch. An sich sind wir „Golden Boys“ geworden. Und dann wird doch wieder ein Krieg angefangen.